

Trier, Samstag, den 29.12.2007

Weisheit unter Palmen

Kultur & Medien | 12. November 2007 | Leserbrief schreiben



Wer nach 1945 die Schulbank gedrückt hat, dürfte schwerlich daran vorbei gekommen sein. Nach dem menschenverachtenden Totalitarismus eines künstlerisch verkannten, durchgeknallten Egozentrikers, gehört Lessings an Vernunft und Toleranz appellierendes Drama „Nathan der Weise“ seither zur Standardlektüre an deutschen Schulen. Wie aktuell dieses im Geiste der Aufklärung entstandene Werk heute immer noch ist, belegen Beispiele wie der antisemitische Parolen skandierende Radfahrer am Rande der Trierer Gedenkveranstaltung zur Pogromnacht, oder aber der seit geraumer Zeit schwelende so genannte Kölner Moscheenstreit. Im Großen Haus des Trierer Theaters hatte Lessings Drama in der Regie von Bettina Rehm nun Premiere.

TRIER. Das ausgerechnet am Premierentag auf *DeutschlandRadio Kultur* ein Beitrag über das Zusammenleben von Juden, Muslimen und Christen gesendet wurde, war wohl eher ein Zufall. Berichtet wurde darin über das von den drei großen in Deutschland vertretenen Religionen initiierte Projekt „Weißt du, wer ich bin?“ - eine Frage, die sich einander fremde Nachbarn bei wechselseitigen Treffen stellen sollten. Im persönlichen Kontakt zwischen Juden, Muslimen und Christen sollten Vorurteile und Ressentiments überwunden und die Gemeinschaft gestärkt werden.

Hier wären wir denn auch schon fast inmitten von Lessings Handlungsort, spielte dieser nicht im Jerusalem zur Zeit der Kreuzzüge. Muslime und Christen bekämpften sich, zwischen den Fronten die Juden, die wegen ihres Glaubens zwar von beiden Seiten gering geachtet, wegen ihres – so vorhanden – Reichtums aber allzu gern umgarnt werden. Ein solcher Jude ist Nathan, mit Beinamen eigentlich der Reiche, jedoch von allen nur der Weise genannt. Manfred-Paul Hänig mimt die Zwiespältigkeit dieser zentrale Figur von Beginn an mit überzeugender Ausdruckskraft. Wie ein lässig auftretender Bohémien spielt er den allein von seiner Ratio gelenkten gönnerhaften Geschäftsmann im vorgerückten Alter, dessen von Vernunft geprägtes Gottesbild ihm zum Leitfaden im Umgang mit seinen Mitmenschen geworden ist. Da ist aber ebenso der mit forscher Inbrunst agierende Vater, dessen von Verlustängsten geschürte, besitzergreifende Leidenschaft für die Tochter ihn emotional-unbesonnen handeln lässt.

Nathans Tochter Recha, die ihm einst ein Klosterbruder in Obhut gab, ist ganz das Produkt seiner Erziehung. Vanessa Daun gelingt es, die zerbrechliche Unschuld eines in der Welt voll reiner menschlicher Ideale erzogenen Mädchens zu vermitteln – bis auch sie erkennen muss, dass das Leben außerhalb der schützenden Hausmauern keinesfalls den Regeln der Vernunft folgt.

Jan Brunhoeber spielt einen wahrhaft hitzköpfigen Tempelherrn. Er, der sein eigenes Leben dem Sultan verdankt, rettet Recha aus den Flammen ihres brennenden Hauses, verschmäht zunächst aber Nathans Dankerweisungen. Erst als er sich selbst seiner Liebe zu dem „Judenmädchen“ bewusst wird, überwindet er seine Vorurteile gegenüber dem Fremden. Doch zuweilen wirkt Brunhoebers rambohafter Bühnenaktionismus, wie auch schon in der Rolle des Soldaten in Max Frischs „Andorra“, vielfach überzogen. Sein Tempelherr bekommt dann ein überproportionales Gewaltpotenzial bis hin zu autistischer Selbstverstümmelung.

Zum Lager der Christen zählen auch Daja, deren missionarisch hintertriebener Eifer von Verena Rhyn exzellent vermittelt wird, sowie der Klosterbruder. Klaus-Michael Nix, scheinbar auf derartige Rollen abonniert (siehe „Andorra“), spielt seinen Part mit ausdrucksstark-beredter Mimik und gibt so seinem Klosterbruder die sophistisch-spitzfindige Wortschläue eines Jesuiten (den es freilich zur Zeit der Kreuzzüge noch nicht gab). Nach außen hin zwar ein Mitglied der Christenfraktion, steckt unter der Kutte dennoch ein aus christlicher Nächstenliebe Handelnder. Etwas arg daneben erscheint Peter Stilger in der Rolle des Patriarchen. Allzu plakativ wird hier eine alte, verbitterte und mit Blindheit geschlagene Figur gezeichnet, die spätestens dann unglaublich, ja lächerlich wird, wenn sie sich den Tonfall Hitlers zu eigen macht.

Hier wird ein grundsätzliches Dilemma der Inszenierung deutlich. Bettina Rehm zeichnet einen zu offensichtlichen Schwarzweißkontrast. Gut und Böse sind allzu klar getrennt. Als positiver Gegenspieler zum Patriarchen wird so der Sultan alias Michael Ophelders als von Grund auf guter Mensch dargestellt, und das, obwohl er ja beinahe – wie sich am Ende dann rausstellen wird – den Sohn seines Bruders (Tempelherr) hätte töten lassen. Ophelders spielt wahrlich einen Saladin, dem sein Anzug, sprich sein Amt eine ganze Nummer zu groß ist. Eher hilflos als Staatmann, lässt er seine Schwester (Claudia Felix) bereitwillig die Strippen ziehen.

Das schlichte Bühnenbild von Werner Brenner besteht aus einem blechernen Halbrund, das mit etlichen Türen versehen ist und von Auftritt zu Auftritt durch Drehung neu positioniert wird. Dazu gibt es als Dekoration zwei fahrbare Palmen.

Wenn es gesellschaftlich um „Multikulti“ geht, neigen wir Deutschen dazu, das Fremde gern höher zu werten. Als Zeichen seiner Bildung spielt Saladin Schach und treibt sich selbst in den wirtschaftlichen Ruin, nur weil er anderen etwas Gutes tun will. So skizzierte Lessing einen fast schon bemitleidenswerten Sultan, der in seiner menschlichen Regung dem christlichen Patriarchen weit überlegen ist. Würden und werden hier nicht mit umgekehrten Vorzeichen Vorurteile geschürt, die es in einem ehrlichen Miteinander zu überwinden gilt? Eine etwas differenzierte Herangehensweise der Regisseurin hätte am Ende vielleicht weniger Ratlosigkeit hinterlassen. So war es eine gesellschaftliche Bestandsaufnahme, die erneut die vielen alten Fragen des interkulturellen Miteinanders stellte, aber offensichtlich auch keine wirklichen Antworten zu geben wusste. Klaus-Jürgen Wussows philosophische Alterssentenzen als Klinikchef unter kubanischen Palmen ließen grüßen.

von Wolfgang Valerius